Dezember 2005 07

Museumsblätter

Mitteilungen des
Museumsverbandes Brandenburg

> Klar und schön
Unterwegs zum Museum der Zukunft

Am Anfang stand der Sinn

Auf sicherem Grund

Freiheit und Gestaltungsaufgabe

Aus der Reaktion in die Aktion

Ein Angebot

Mit Kalkül und Leidenschaft

Schritt für Schritt

Autorinnen und Autoren

Dr. Iris Berndt	Referentin beim Museumsverband des Landes Brandenburg e.V.
Prof. Dr. Jörn Christiansen	Direktor des Focke-Museums, Bremer Landesmuseum für Kunst- und Kulturgeschichte
Gabi Förder-Hoff	Leiterin des Referates Kulturstiftungen, Museen und Gedenkstätten beim Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Brandenburg
Dr. Georg Goes	Leiter des Museums Baruther Glashütte/Denkmal der Industrie und Technik
Anke Grodon	Leiterin der Städtischen Museen Schwedt/Oder
Dr. Oliver Hermann	Erster Vorstandssprecher des Museumsverbandes des Landes Brandenburg e.V., Werkleiter Kultur-, Sport- und Tourismusbetrieb Wittenberge
Lutz Herrmann	Beigeordneter, Kulturdezernent der Stadt Schwedt/Oder
Dirk Keil	Leiter des Kulturzentrums Dominikanerkloster Prenzlau
Dr. Susanne Köstering	Geschäftsführerin des Museumsverbandes des Landes Brandenburg e.V.
Dr. Andreas Ludwig	Vorstandssprecher des Museumsverbandes des Landes Brandenburg e.V., Leiter des Dokumentationszentrums Alltagskultur der DDR, Eisenhüttenstadt
Markus Ohlhauser	Vorstandssprecher des Museumsverbandes des Landes Brandenburg e.V., Verwaltungsleiter der Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten, Oranienburg
Sunhild Pflug	Literaturwissenschaftlerin, Berlin
Dr. Ines Reich	Wissenschaftliche Mitarbeiterin der Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten, Oranienburg
Prof. Dr. Ing. Helmut Reihlen	Kurator des Domstifts Brandenburg an der Havel
Stefan Rohlfs	Leiter des Gerhart-Hauptmann-Museums Erkner
Günther Seier	Leiter des Museums Perleberg
Prof. Dr. Hermann Voesgen	Leiter des Studiengangs Kulturarbeit an der Fachhochschule Potsdam
Prof. Dr. Johanna Wanka	Ministerin für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Brandenburg

Abbildungsnachweis

Felicitas Borchardt, Angermünde	50
Schloss Freienwalde, Bad Freienwalde	27 re.
Joachim Fritz, Basdorf	21 re.
Museum „Alte Posthalterei“ Beelitz	44 re.
Hans-Jürgen Richter, Beeskow	8 li.
Jacek Barski, Berlin	51
Lorenz Kienzle, Berlin	1, 4, 54, 56
Peter Knüvener, Berlin	49
Roland Handrick, Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg	26
Wolfgang Pfauder, Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg	27 li.
Dieter Möller, Bestensee	9 li.
Museum im Frey Haus, Brandenburg/Havel	32 re.
Rüdiger von Schnurbein, Brandenburg/Havel	52
Brandenburgische Kunstsammlungen Cottbus	39 re.
Regia-Verlag, Cottbus	15 re.
Stiftung Fürst-Pückler-Museum, Park und Schloss Branitz	39 li.
Heimatmuseum Dahme	38 re.
Dokumentationszentrum Alltagskultur der DDR, Eisenhüttenstadt	45 re.
Kreismuseum Finsterwalde	15 li.
Winfried Mausolf, Frankfurt/Oder	38 li.
Museum Viadrina, Frankfurt/Oder	14
Insa Eschebach, Fürstenberg/Oder	53
Anne-Christine Equitz, Luckau	20 li.
Museen des Landkreises Oberspreewald-Lausitz, Spreewald-Museum Lübbenau/Lehde	8 re., 44 li.
Heimatmuseum Müllrose	9 re.
Museum Perleberg	47
Wilhelm-Fraenger-Archiv Potsdam	63
Lutz Libert, Prenzlau	55
Kurt Tucholsky Literaturmuseum Rheinsberg	33 re.
Harald Bethke, Schwedt/Oder	57 re.
Karl-Heinz Wendland, Schwedt/Oder	57 li.
Städtische Museen Schwedt/Oder	46
Steffen Rasche, Senftenberg	32 li.
Muzeum Narodowe w Szczecinie	48
Museen Alte Bischofsburg Wittstock, Museum des Dreißigjährigen Krieges	20 re., 21 li., 33 li., 45 li.

Inhalt

6 Grußwort Johanna Wanka

Forum

Klar und schön
Unterwegs zum Museum der Zukunft

10 Am Anfang stand der Sinn. Zur Wertigkeit des Museums Markus Ohlhauser

12 Auf sicherem Grund. Versuch einer Funktionsbestimmung Andreas Ludwig

16 Freiheit und Gestaltungsaufgabe. Qualität in der Diskussion Susanne Köstering

22 Aus der Reaktion in die Aktion Oliver Hermann

23 Strategien zur Entwicklung der Museen im Land Brandenburg Museumsverband Brandenburg e.V.

28 Ein Angebot. Sammlungen sichten, Sammlungen erschließen Iris Berndt

34 Mit Kalkül und Leidenschaft. Das Museum als Element der Stadtentwicklung Hermann Voesgen

40 Schritt für Schritt. Zum neuen Focke-Museum Bremen Jörn Christiansen

Fundus

46 **Schatztruhe**
48 **Tagung**
50 **Porträt**
58 **Lesestoff**
62 **Autorinnen und Autoren**
62 **Abbildungsnachweis**

Freiheit und Gestaltungsaufgabe

Qualität in der Diskussion

Susanne Köstering

Seit rund zwei Jahren wird auf Bundes- und Länderebene in Deutschland wieder verstärkt, ja bisweilen schon ein wenig penetrant über Qualitätsstandards für Museen debattiert. Wieder einmal! Man glaube nicht, dies sei eine Erfindung des 21. Jahrhunderts. Nein, diese Debatte lässt sich in direkter Linie auf Diskussionsansätze in den 1960er Jahren und indirekt bis in die Vorkriegszeit zurückführen, ja bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts. Vor genau hundert Jahren 1905 bekam sie eine publizistische Plattform, die 1905 begründete Zeitschrift „Museumskunde“, und schon zwei Jahre zuvor hatte sie die erste deutsche Museumstagung beherrscht, als Vertreter von 180 überwiegend kleineren deutschen Museen unter Anwesenheit von Gästen aus England, Skandinavien und der Schweiz in Mannheim über „Das Museum als Volksbildungsstätte“ debattierten.[1] Was dort stattfand, ist rückblickend als Formierung einer nationalen Museumsreformbewegung zu bezeichnen.
Die Teilnehmer fühlten sich weitgehend übereinstimmenden Zielen verpflichtet: demokratischem Fortschritt und nationaler Repräsentation, mehr Werte- als Wissensvermittlung, mehr Anschaulichkeit als Abstraktion. Die Tagung mündete letztlich in einer neuartigen Standardisierung und Normierung von Museen.

Für die gegenwärtige Debatte gilt dies hoffentlich nicht. Auf Bundesebene hat sich zwar eine Arbeitsgruppe im DMB gebildet, die tatsächlich sogenannte Standards der Museumsarbeit formuliert hat, die aber im Verlauf ihrer Diskussionen von einer quantitativen zu einer qualitativen Herangehensweise übergegangen ist.[2] Das Ergebnis, das bald als Papier vorgelegt werden wird, ist ein Leitfaden, der alle Arbeits- und Funktionsbereiche des Museums idealtypisch durchdekliniert und damit eine zeitgemäße Orientierungs- und Argumentationshilfe darstellen kann: ein neuer ‚Museumskatechismus’. Er erweitert den altbekannten Kanon „Sammeln – Bewahren – Forschen – Vermitteln“, so dass er jetzt etwa lautet: „Organisation – Leitbild – Konzeption – Sammeln – Forschen – Vermitteln – Kommunikation – Kooperation – gesellschaftlicher Aktionsradius“. Das ist aus unserer Sicht nicht schlecht und entspricht im Übrigen weitgehend auch unserer handlungsleitenden Vorstellung vom Museum als dynamischem Funktionskomplex, der sich in Beziehung mit seiner Umgebung weiterentwickelt.

Weder vor hundert Jahren noch heute haben sich Museen allerdings allein aufgrund von Diskussionen über ihre Qualität verändert. Debatten über Museumsqualität stehen nicht am Anfang einer Veränderungswelle, sondern finden mitten in ihr statt. Grundsatzdebatten über Museumsqualität nehmen tatsächliche Veränderungen mehr auf und verarbeiten sie, als dass sie sie verursachen würden. Sie machen begonnene, aber noch nicht abgeschlossene Neuorientierungen öffentlich sichtbar und konstituieren die Museen als ‚community’ mit gemeinsamen oder konträren Positionen.

Sowohl 1903-1905 als auch 2003-2005 gingen der Debatte über Museumsqualität erhebliche, sich über Jahrzehnte erstreckende Veränderungen der institutionellen und personellen Struktur, der inhaltlichen Ansätze und der Adressatenkreise der Museen voraus. Nur scheinbar sind gegenwärtige Diskussionen über ‚Museumsstandards’ etwas Neues, und ebenso wenig wie damals sind sie rein ökonomisch motiviert. Ziel meines Beitrags ist es, auf weitere Ursachenfelder hinzuweisen, welche sich aus der Dynamik der Museen und ihrer Verflochtenheit mit der Gesellschaft aufladen und deren Spannung sich durchaus produktiv entladen kann.

Gestiegene Erwartungen der Adressaten

Seit Jahren, ja seit Jahrzehnten ist zu beobachten, dass parallel zu der Vermehrung der Museen die Erwartungen der Adressaten an die Museen gestiegen sind. Adressaten der Museen sind nicht nur die Museumsbesucher, sondern alle, die sich mit dem Museum beschäftigen, also auch Medienvertreter, insbesondere aber auch Akteure aus Politik und Verwaltung. Kulturelle Angebote haben sich längst aus einem tradierten Formenkatalog herausentwickelt und sind bisweilen unübersehbar vielfältig geworden. Spektakuläre Angebote und interaktive Kommunikation mit dem Besucher werden erheblich mehr gefordert als noch vor zwanzig Jahren. Träger stellen umso höhere Erwartungen an Museen als touristische Attraktionen, je mehr sie sich vom Tourismus

als Wirtschaftsfaktor erhoffen. Die Erkenntnis bricht sich Bahn, dass Museen wichtige ‚weiche' Standortfaktoren in schrumpfenden Städten und Regionen sind. Aber auch Erwartungen auf schnellen Konsum und flüchtige Unterhaltung, die von der Medienwelt auf Museen übertragen werden, spielen eine größere Rolle als je zuvor. Wer nicht nach fünf Minuten ein angenehmes Erlebnis im Museum hat, findet Museum blöd und lässt sich nicht weiter auf die dargebotenen Inhalte ein, so machen uns Besucherforscher klar. Die Frustrationsschwelle ist niedrig, wenn man daran gewöhnt ist, zu schwere oder zu seichte Kost einfach wegzuzappen. Die Nobilitierung als „Ankerpunkt" in der virtuellen europäischen Route der Industriekultur ERIH-Net wird daher nur ‚enttäuschungssicheren' Industriedenkmalen und -museen zuteil. Manchmal wird deshalb viel Budenzauber veranstaltet, um die Leute bei Laune zu halten oder erst in gute Laune zu versetzen. Museen scheuen weder Kosten noch Mühen, um ihnen originelle Angebote zu machen oder sie durch ein Bombardement an Sonderausstellungen und Veranstaltungen anzulocken. Nicht alles bleibt auf Eventebene stehen: Anders als noch vor zwei, drei Jahren kann man auch in Brandenburg neuerdings beobachten, dass sich Museen die pfiffigsten Köpfe aus der nahen Metropole heranholen, damit sie ihnen eine schmissige neue Dauerausstellung hinstellen, die die trägen Berliner in die Provinz zieht. Wir haben es mit einem Leistungswettbewerb zu tun, in dem derjenige unterliegt, welcher einfach bei seinem Leisten bleibt. Die Museen übernehmen hier manchmal ein Zuviel an Verantwortung, denn Kommunikation mit den Adressaten ist eigentlich keine Einbahnstraße.

Nun heißt es in manchen Bundesländern neuerdings, dass die Museen ihre permanente Leistungsbereitschaft nicht nur mit ihren Angeboten beweisen sollen, sondern dass sie sie sozusagen offensiv (oder auch devot?) vor sich hertragen sollen, und zwar in Form einer Plakette an der Eingangstür. Die soll es den Besuchern leichter machen, ein leistungsbereites von einem weniger leistungsbereiten Museum zu unterscheiden. In Niedersachsen und in Rheinland-Pfalz soll es das in ein paar Jahren geben: ein Gütesiegel als Nachweis eines erfolgreich durchlaufenen Zertifizierungsverfahrens. Vor allem Kultur- und Bildungspolitiker, die unter PISA-Druck stehen und Museen als außerschulische Bildungsstätten anerkennen wollen, und Verwaltungsleute, denen Kriterien für eine förderrelevante Bewertung von Museen fehlen, versprechen sich davon Sicherheit. Ob aber Besucher die Plakette wirklich beachten und wichtig nehmen würden oder ob Politiker und Verwaltungsmitarbeiter ihre Struktur- und Förderentscheidungen wirklich an einem Zertifikat ausrichten würden, steht auf einem anderen Blatt.

Es ist ja gut, wenn wir uns mit gestiegenen Erwartungen auseinandersetzen. Die Zeit bleibt nicht stehen, und da die Museen in der Gegenwart stehen und sich in ihr behaupten müssen, tut es ihnen gut, veränderte Erwartungen nicht abzuwehren, sondern zunächst einmal an sich herankommen zu lassen und zu betrachten. Jede Zeit hat den Museen neue Anforderungen gebracht. Aus Repräsentationsanstalten sollten Volksbildungsstätten werden. Sie sollten weniger belehren und dafür mehr aufklären. Ideologieträger sollten Ideologiekritik lernen. Sie mussten sich professionalisieren und nebenbei ehrenamtliche Arbeit qualifizieren. Sie sollten ihren individuellen Ausdruck finden und sich gleichzeitig am gesellschaftlichen Diskurs beteiligen. Damit haben sie sich auseinandergesetzt, sich verändert und immer wieder den eigenen Standpunkt gesucht und gefunden. Aber Museen sind nicht dafür da, alle möglichen an sie herangetragenen Erwartungen zu erfüllen. Ihre Aufgabe ist es, einen aktiven Part zu spielen und ihre Umgebung nicht nur zu befriedigen, sondern auch zur Auseinandersetzung zu zwingen.

Privatisierung und Individualisierung

Die gegenwärtige Debatte über Museumsqualität steht im Spannungsverhältnis zwischen individueller Freiheit und gesellschaftlicher Gestaltungsaufgabe. Die Individualisierung der Museen ist unübersehbar geworden. Nicht zuletzt drückt sie sich in der Zunahme privater Trägerschaften aus. Mehr denn je werden Museen von Vereinen getragen; in Brandenburg sind es mittlerweile 27 % mit steigender Tendenz, in Niedersachsen und Bremen schon 48 % und in Rheinland-Pfalz wohl bereits annähernd 60 %.[3] Aus anderen Bundesländern mehr als aus Brandenburg häufen sich zudem private Museumsgründungen. Erste Initiativen von Wissenschaftlern, Ärzten, Architekten und Wirtschaftsmanagern kündigen auch für Brandenburg eine perspektivische Häufung solcher individueller Museumsgründungen an.

Die Individualisierung der Museen und ihre zunehmende Freiheit sind meines Erachtens wichtige Ursachen für die administrative Suche nach neuen Gestaltungsinstrumenten. Eine Vertreterin des niedersächsischen Kulturministeriums meinte kürzlich in einer Runde von Museumsverbänden und -ämtern, mit Entwicklungsplänen bekomme man die Museumslandschaft nicht mehr „in den Griff", deshalb müssten andere Vorgehensweisen her, zum Beispiel Zertifizierungsverfahren und Gütesiegel. Dahinter steht die Angst vor einer quantitativen Explosion der Museumslandschaft bei gleichzeitiger qualitativer Implosion. Es ist fraglich, ob man eine Museumslandschaft „in den Griff" bekommen kann, ja, ob dies überhaupt

eine Verwaltungsaufgabe ist. Der hinter einer solchen Formulierung stehende Gestaltungswille ist jedoch nachvollziehbar und legitim.

Ein legitimes Anliegen ist es auch, wenn nicht nur Verwaltungen, sondern auch Museumsverbände einen Überblick über die Struktur der ihnen zugänglichen Museumslandschaft gewinnen wollen, um daraus Handlungsschwerpunkte abzuleiten. Gerade sie haben die Chance, strukturell zu agieren, statt nur einzelfallbezogen zu reagieren. Ihre Aufgabe ist es jedoch ebenfalls nicht, Museumslandschaften in den Griff zu bekommen. Flächendeckende Erfassungsmaßnahmen, z. B. Zertifizierungsverfahren, nähren aber eben jenen falschen Ehrgeiz, Qualität kontrollieren zu können. Und ein Zertifizierungsverfahren, an dem sich am Ende vielleicht 10 % der Museen eines Bundeslandes beteiligen, ist ein Treppenwitz.

Die gegenwärtige Debatte suggeriert aber bisweilen, Museumsentwicklung sei im Wesentlichen das Werk von Museumsentwicklern, gleich welcher Provenienz. Aber dem ist energisch zu widersprechen. Nein, sie ist im Kern ein Resultat des Aufeinandertreffens unterschiedlicher wissenschaftlicher, ästhetischer, ökonomischer, sozialer etc. Interessen. Unsere gemeinsame Aufgabe ist es, diese Entwicklung zu reflektieren, zu analysieren und unsere Handlungen entsprechend auszurichten, sie mitzugestalten. Museumsentwickler können nur Katalysatoren sein – mehr nicht, aber immerhin. In diesem Sinne ist die Diskussion über Qualitäten der Museumsarbeit eine gemeinsame Aufgabe, die nicht von oben oktroyiert werden kann. Museumsverbände sind gefragt, den Diskurs der Museen untereinander sowie zwischen ihnen und ihren Adressaten, verwaltungsseitig und besucherseitig, kontinuierlich weiterzutreiben – als Angebot, aber nicht mit Gütesiegeln winkend ihnen gegenüber wie Prüfinstanzen aufzutreten. Fördervoraussetzungen werden ohnehin überprüft. Aber solche Prüfverfahren sind zweckbezogen, nicht existenzbezogen. Und das ist auch richtig so. Politik und Verwaltung sollten eher über ein partnerschaftliches Verhältnis mit den Museen nachdenken. Hier gibt es noch eine Menge zu tun. Denn allzu oft werden Museen wie nachgeordnete Dienstsstellen behandelt, oder wie störrische Kinder.

Konzeptionelle Erneuerung

Eine dritte Ursache für die Veränderung der Museen in den letzten beiden Jahrzehnten ist konzeptioneller Wandel, welcher nicht zuletzt aus der Weiterentwicklung wissenschaftlicher und ästhetischer Perspektiven resultiert. Das drückt sich in der gegenwärtigen Diskussion über Museumsqualität darin aus, dass als zentrales Qualitätskriterium das Vorhandensein einer Museumskonzeption gilt. Sie scheint für alle, die gegenwärtig über Qualitätsentwicklung sprechen, das beste Allzweckinstrument zu sein, egal ob sie Freunde oder Feinde von Evaluations-, Zertifizierungs- oder sonstigen Bewertungsverfahren sind.

Bekanntlich ist der Museumsverband Brandenburg seit Jahren ein eifriger Verfechter sogenannter Museumsentwicklungskonzeptionen (um das Prozesshafte auszudrücken). Er erarbeitet sie gemeinsam mit den Museen, die das wollen, sie werden auch in Hinsicht auf den regionalen bzw. fachlichen Kontext mit anderen Museen abgestimmt, die Erwartungen der Adressaten fließen ein, und schließlich entstehen Beschlussvorlagen für das jeweils verantwortliche politische Gremium. So können gegenseitige Erwartungen von vornherein geklärt und berücksichtigt, oder aber begründet zurückgewiesen werden. Auch andere Museumsverbände halten Museumskonzeptionen sehr hoch, beispielsweise erarbeitet auch der Museumsverband Rheinland-Pfalz solche Papiere zusammen mit den Museen. Das gerade dort gestartete Zertifizierungsverfahren soll letztlich ein Verfahren zur Konzeptionsentwicklung werden.

Solche Museumskonzeptionen können das Museum fester mit seiner Umgebung verbinden, seinen Reflexionsgrad erhöhen und seine Identität stärken. Aber es wäre falsch, ihre Bedeutung zu überhöhen. Letztlich entscheidet das Handeln, und gehandelt wurde und wird immer auch ohne schriftlich fixierte Konzeption. Es wäre vorschnell geurteilt, würde man einem Museum Qualität absprechen, nur weil es keine schriftlich fixierte Museumskonzeption hat. Denn es ist von der Grundannahme auszugehen, dass jedes Museum auf einem Konzept (bzw. auf mehreren sich überlagernden Konzepten) beruht, und sei es noch so alt, nicht mehr zeitgemäß oder aber einfach nicht zu durchschauen. Selbst die gern als Beispiel für Konzeptlosigkeit herangezogene Kunstkammer beruhte auf Konzepten. Nur teilen sie sich uns nicht direkt mit, sondern verlangen uns die Mühe der Analyse ab. Auch illusionistische Inszenierungen, beispielsweise Interieurs in Museen aus DDR-Zeiten beruhten auf Konzepten. Wenn Fontane als wichtig eingestuft wurde und gezeigt werden musste, dann eben mit einem ‚Fontane-Zimmer', selbst wenn darin echte Fontane-Objekte fehlten. Kein bürgerliches Wohnzimmer kam ohne die Gegenüberstellung mit einer Arbeiterküche aus, selbst wenn es für beides an authentischem Mobiliar fehlte. Heute sehen wir auf solche Vermittlungsformen herab, aber konzeptionslos waren sie nicht: Zu ihrer Zeit hatten sie eine

klar definierte Funktion. Es galt eben als wichtiger, antagonistische Klassenverhältnisse darzustellen als zwischen konkreten Akteuren der Ortsgeschichte zu differenzieren. Ideologien zu transportieren und Illusionen zu erzeugen hat in der Museumsgeschichte übrigens lange vor der DDR Tradition – wer das nicht glaubt, lese die Protokolle der ersten Museumsfachtagung aus dem Jahr 1903 nach. Und es ist auch heute immer wieder eine Diskussion wert, an welchem Punkte die Vorspiegelung falscher Tatsachen beginnt. Es wäre eine Ideologie, zu behaupten, Museen würden oder dürften keine Bilder erzeugen. Nur ist die Frage, wann Bilder in Illusionen umschlagen und welche Instrumente das Museum den Besuchern mitgibt, den Abstand zwischen Bild und Wirklichkeit wahrzunehmen.

Museen erfreuen sich heute großer Gestaltungsfreiheit. Die Gestaltungsaufgabe besteht nicht darin, aus konzeptionslosen Museen konzeptionell durchdachte Museen zu machen, sondern sich über die jeder Darstellung unterliegenden immanenten Konzeptionen klar zu werden, gegebenenfalls zu streiten, sie fortzuschreiben oder umzuwerfen. Dies gilt auch für neue Museumskonzeptionen. Wir wollen doch nicht dem Irrglauben aufsitzen, unsere gegenwärtigen Museumskonzeptionen seien die ultimativen Schlusspunkte einer Fortschritts-Museumsgeschichte.

Eine besondere Qualität

Museen ähneln Schildkröten. Sie mögen sich relativ langsam bewegen, dafür leben sie aber auch lang und nehmen auf ihrem Lebensweg eine Unzahl an Informationen über die Beschaffenheit der Welt auf. Museen sammeln und horten aber nicht nur, sondern sie verarbeiten das Gesammelte zu neuen Sichtweisen auf das Alte. Das macht eine ihrer größten Qualitäten aus, das macht sie bedeutend.

Neue Sichtweisen haben nicht schon deshalb Bedeutung, weil sie neu sind, sondern weil sie zu neuer Aneignung des Alten zwingen. Das Neue vergegenwärtigt Traditionen, die wiederum Potenziale für das gegenwärtige und zukünftige gesellschaftliche Leben darstellen. „Die Avantgarde beginnt da, wo man nicht aus den Traditionen her argumentiert, sondern wo man aus der Gegenwart heraus die Traditionen schafft. Avantgarde ist das, was uns zwingt, immer erneut die Traditionen, die abgestandenen, längst bekannten, konventionell gewordenen Formensprachen zu vergegenwärtigen und als aktuelle Wirksamkeit aufzunehmen. [...] Das Avantgarde-Prinzip ermöglicht uns, eine Unzahl von Vergangenheiten als ehemalige Zukünfte zu vergegenwärtigen und mit diesem Potenzial [...] unsere Zukunftsvorstellungen zu entwickeln.“[4] Diesen Fundus brauchen wir heute mehr denn je, um unsere Zukunft zu generieren. Dafür müssen wir beständig üben, Altes neu zu sehen. Ein besonders geeignetes Übungsgerät sind Museen, jedenfalls dann, wenn sie ihrem Sinn gerecht werden. Der neue Museumskatechismus kann dafür einen Orientierungsrahmen bieten, nicht mehr, nicht weniger. Das geeignete Instrumentarium, um die besonderen Qualitäten des Museums besser zum Ausdruck zu bringen, ist immer wieder die lebendige Auseinandersetzung, der freiwillige Diskurs. Aber es genügt nicht, die Aufmerksamkeit nur auf das Instrumentarium zu richten. Die besonderen Qualitäten des Museums kommen dann zum Tragen, wenn sich das Museum auf das hinter aller Struktur, Organisation und Konzeption liegende Ziel ausrichtet. Diese Ausrichtung ist es, die ihm das Selbstbewusstsein schenkt, um gestiegenen Erwartungen aktiv zu begegnen und seine Freiheit zu behalten.

[1] Das Papier bezeichnet die ausgearbeiteten Leitlinien aus strategischen Gründen als „Standards“. Damit sind weder messbare Standards noch Mindeststandards, die in der bisherigen Debatte zwar gehandelt, aber aus nachvollziehbaren Gründen nicht konkretisiert wurden, gemeint.

[2] ERIH - Europäische Route der Industriekultur

[3] Zahl für Brandenburg: Museumsblätter 3 (2003), S. 20;
Zahl für Niedersachsen: Bestandserhebung 2004 (unveröff.);
Rheinland-Pfalz: mündliche Auskunft Museumsverband Rheinland-Pfalz

[4] Bazon Brock, Barocke Evidenzkritik in der Filmavantgarde des Werner Nekes, in: Barockberichte. Informationsblätter des Salzburger Barockmuseums zur bildenden Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts, Heft 40/41 (2005), S. 675-685, hier: 677